

HEYNE <

DAS BUCH

Ally hat es sich mit ihrem Ehemann und dem Beruf als Rechtsanwältin glücklich eingerichtet. Sie genießt es, ihre irischen Wurzeln hinter sich gelassen zu haben, nachdem ihre Eltern sie als Kind nach England schickten, damit sie es einmal besser haben sollte. Das hat sie ihnen nie verziehen. Doch als ihre Mutter einen Herzinfarkt erleidet, kann sich Ally nicht mehr verstecken. Als sie Briefe an ihre Mutter findet, kommt ihr ein schlimmer Verdacht. Ally muss sich den Konsequenzen stellen und den Mut finden, endlich ihren eigenen Weg zu gehen und ihrem Herzen zu folgen.

DIE AUTORIN

Liz Balfour, geboren 1968, studierte Theaterwissenschaften und ist als Dramaturgin in Deutschland sowie im englischsprachigen Raum tätig. Schon von früher Jugend an war sie fasziniert von Irland, der grünen Insel, und verbringt ihre freie Zeit am liebsten im County Cork.

LIZ BALFOUR

Ich schreib dir sieben Jahre

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für die Aussprache der irischen Namen
und ein kleines Irland-Lexikon siehe Anhang.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier Holmen Book Cream liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 12/2011
Copyright © 2011 by Liz Balfour
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Eva Philippon
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik Design, München
Umschlagabbildungen: © tombonatti/Vetta/Getty Images;
© John Woodworth/Photodisc/Getty Images;
© oonat/Flickr/Getty Images
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40861-6

www.heyne.de

11. Mai 1972

Liebe Deirdre,

warst du tatsächlich überrascht, als der Junge dir eine Rose überreichte? Wie hat er sich gefreut - erst erfährt er, dass sein Opa bald aus dem Krankenhaus entlassen wird, und dann gibt ihm der Mann mit dem Gipsbein, der neben seinem Opa im Zimmer liegt, auch noch ein paar Pence extra, damit er rasch eine Rose für die hübsche Krankenschwester besorgt... Er sagte mir, du hättest erstaunt dreingeblickt, als er sie dir gegeben hat! Aber ich glaube, du hast ihm nur etwas vorgespielt. Du wusstest sofort, dass sie von mir war. Sonst hätte dich mein Kuss viel mehr verwundert...

Liebste Deirdre, ich kann und werde den heutigen Tag niemals vergessen. Mein Beinbruch ist fast verheilt, über meinen Sturz vom Pferd lache ich längst, morgen schon werde ich entlassen, aber ich wünsche mir, sie würden es mir ein zweites Mal brechen oder gleich wegoperieren, damit ich noch länger bleiben darf, nur um dich jeden Tag zu sehen. Und sei es nur für wenige Minuten. Sei es nur, um deine kühlen Hände ganz beiläufig zu berühren, ganz heimlich, wenn du die Decken aufschüttelst. Um dein Lächeln zu genießen, wenn du mir etwas bringst.

Aber ich muss gehen, muss zurück nach Hause. Du weißt, dass mich meine Frau und drei Kinder erwarten, ich weiß,

dass es nicht sein darf, aber ich wünsche mir nichts in diesem Leben so sehr, als dich wiederzusehen.

Willst du mich wiedersehen? Ich hoffe es so sehr. Denn für mich ging endlich die Sonne auf, nachdem das Jahr so dunkel und kalt angefangen hatte. Du hast mir Licht und Wärme gebracht, und ich weiß, dass ich ohne dich nicht mehr glücklich werden kann.

Sag Ja! Du musst Ja sagen. Du bist Deirdre, und ich bin Naoise, wie in der alten Legende. Wir gehören zusammen, auch wenn alle Welt dagegen ist... Liebten wir uns denn nicht schon im ersten Augenblick, wie diese beiden es taten?

Ich werde dir so lange schreiben, bis du Ja zu einem Treffen sagen wirst. Ich werde dir alles von mir erzählen, so lange, bis du mich besser kennst als dich selbst...

Dein M.

1.

»Tee ist gerade aus«, sagte der Wirt der Pine Lodge.

»Tee ist aus?«

»Lieferantenengpass. Lange Geschichte.« Er lachte.

»Morgen ist wieder welcher da.«

»Dann nehm ich ...«

»Ein Bier?«

»Nicht sonntagmittags um zwölf, danke.«

»Ich sag's auch keinem weiter.« Er grinste und hielt ein Pintglas hoch.

Ich musste lachen, schüttelte aber den Kopf. »Versuchen wir es mit Orangensaft.«

»Tja ...«

»Was ist? Ist Orangensaft auch aus?«

»Ich weiß nicht, ob ich das verantworten kann, am Sonntagmittag.«

Mittlerweile lachte das halbe Pub über uns. Der Wirt schob mir augenzwinkernd den Saft herüber, und ich musste ihm beichten, dass ich vergessen hatte, Pfund in Euro zu wechseln. An alles hatte ich gedacht. Wie üblich, wenn ich irgendwohin flog, war ich perfekt ausgerüstet, ganz so als befürchtete ich, drei Wochen lang auf einer einsamen Insel zu stranden. Ich hatte auch alle Akten mitgenommen, die ich bis nächste Woche durcharbeiten

wollte. Sogar Handtücher hatte ich eingepackt, obwohl ich bei meiner Mutter wohnen und nur zwei Nächte bleiben würde. Von einer überraschenden Handtuchknappheit im County Cork war mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht auszugehen. Aber so war ich nun mal: für jeden Notfall ausgerüstet. Nur diesmal hatte ich vergessen, Geld zu wechseln. Das war mir noch nie passiert.

Der Wirt zog das volle Glas zurück und sagte streng: »Für britische Pfund gibt's nur Bier.«

Für einen Moment glaubte ich wirklich, er meinte es ernst, aber dann sah ich, wie seine Mundwinkel zuckten.

»Ich besuche meine Mutter«, erklärte ich. »Sie sollte schon längst hier sein, um mich abzuholen. Bestimmt kommt sie jeden Moment. Dann gibt sie Ihnen das Geld.«

»Wer ist denn Ihre Mutter?«, fragte er, doch ein wenig misstrauisch. »So viele Engländerinnen gibt es in unserem schönen Myrtleville nicht.«

»Deirdre Sullivan.«

Er riss staunend die Augen auf. »Dann musst du die kleine Alannah sein! Das kann ich kaum glauben! Was für eine Überraschung! Ich bin Gerry. Bestimmt erinnerst du dich kein Stück mehr an den alten Gerry ...«

Seit Jahren hatte mich niemand mehr Alannah genannt. »Ally Russell, wenn's recht ist. So heiß ich jetzt. Freut mich sehr.«

Wir schüttelten uns die Hand, und er strahlte immer noch. Von sich selbst als dem alten Gerry zu sprechen, war völlig übertrieben. Er war noch keine fünfzig, hatte volles schwarzes Haar und eine beachtlich sportliche Figur. »Ganz die Mutter«, behauptete er. »Bis auf den Akzent. Dass ich da nicht gleich draufgekommen bin, so

ähnlich, wie ihr euch seht. Du klingst gar nicht mehr nach Myrtleville. Wie lange bist du schon in England? Zehn Jahre?«

»Zwanzig.«

»Niemals! Du bist doch erst ...« Er schien nachzurechnen. »Was denn, so lange ist das schon her? Verdammt, wir werden nicht jünger. Das gilt für uns beide! Also, der Orangensaft geht auf mich.« Er lächelte versonnen. »Die kleine Alannah Sullivan«, hörte ich ihn murmeln, während ich mir mit dem Glas in der Hand einen Platz suchte und ihn den anderen Gästen überließ.

Ich zog mein Handy aus der Tasche und rief bei meiner Mutter an, aber sie ging nicht ans Telefon. Sicher war sie schon unterwegs. Ich wollte hier auf sie warten.

Heute Morgen war ich in London bei schönstem Frühlingswetter ins Flugzeug gestiegen und hatte mich auf die satten grünen Hügel des County Cork gefreut. Besonders der Anblick von Cork Harbour, einem der größten Naturhäfen der Welt, war aus der Luft atemberaubend. Doch als wir über Bristol flogen, war die Wolkendecke zu dicht, um etwas zu sehen, und kurz vor dem Landeanflug auf Cork informierte uns der Pilot, dass es an unserem Zielflughafen regnete und ein paar Grad kühler war als in London. Er hatte schamlos gelogen: Es schüttete, und der Wind fühlte sich eiskalt an. Trotzdem hatte ich versucht, der Busfahrt nach Myrtleville etwas abzugewinnen. Die Landschaft ist zunächst einfach nur schön. Die weite Fläche und der freie Horizont beruhigen das Auge und den Geist, bis man an die Küste kommt. Dann wird es spektakulär, der Anblick ist einzigartig, besonders, wenn die

Sonne die Farben leuchten lässt: grünes Land, blaues Meer, schwarze Felsen, gelber Sand. Aber das Wetter wollte heute nicht mitspielen. Es regnete oft im County Cork, es gehörte einfach dazu, und ich hatte es wohl vergessen, weil ich schon so lange nicht mehr hier gewesen war. Bei meinem letzten Kurzbesuch vor sieben Jahren hatte ununterbrochen die Sonne geschienen. Jedenfalls kam es mir in der Erinnerung so vor.

In den vergangenen Wochen hatte meine Mutter so oft angerufen wie noch nie und mich geradezu angefleht, sie endlich wieder mal zu besuchen. Zuerst hatte es mir zeitlich gar nicht gepasst. Im Büro gab es extrem viel zu tun, und wir waren am Wochenende mit Freunden verabredet, die wir schon lange nicht mehr gesehen hatten. Ich versprach ihr, im Sommer zu kommen, aber davon wollte sie nichts hören. Dann sprach Benjamin das entscheidende Wort: »Deirdre hast du noch viel länger nicht gesehen. Fahr doch hin, Ally. Du musst ja nicht lange bleiben, und die Akten durchgehen kannst du dort auch.«

Zwei Nächte sollte ich bleiben. Warum sie mich so dringend sehen wollte, war am Telefon nicht aus ihr herauszukriegen. Nur, dass es sehr wichtig wäre.

Und jetzt konnte ich sie nicht erreichen. Ich nippte an meinem Orangensaft, blätterte in einer Zeitung vom Vortag und wartete. Ein alter, kahlköpfiger Mann mit fadenscheiniger, schmuddeliger Kleidung kam herein und begann, Flöte zu spielen. Ein jüngerer, gepflegt wirkender Mann begleitete ihn auf der Fiddle. Der Wirt wiegte den Kopf im Takt, und ein paar frühe Trinker hörten andäch-

tig zu. Jetzt, da sie wussten, wer ich war, nickten mir die Leute freundlich zu, wenn sich unsere Blicke trafen.

Der alte Mann legte die Flöte zur Seite und stimmte ein Lied an. Es war ein altes irisches Volkslied, »The Wind that Shakes the Barley«: Es erzählt von einem jungen irischen Rebellen, der seine Liebste verlässt, um für sein geliebtes Irland zu kämpfen. Ich hörte zu, wie er Strophe für Strophe zum Besten gab und von Blut, Tod und gebrochenen Herzen sang. Die traurige Grundstimmung ließ mich wieder an meine Mutter denken, und ich machte mir Sorgen. Zu spät zu kommen war eine Sache, aber dass ich Deirdre seit der Landung weder auf dem Handy noch am Festnetz im Cottage erwischte hatte, ließ mich unruhig werden. Vielleicht hatte sie bei dem Regen einen Autounfall gehabt?

Als der Mann verstummte, drückte ich ohne Hoffnung die Wahlwiederholung. Nichts. Ich fragte den Wirt nach einem Taxi, aber der lachte.

»Heute ist ein verrückter Tag. Kein Tee, keine Taxis. Cal hilft aus, er hat gerade eine Fahrt nach Limerick. Ryan bringt seine Frau ins Krankenhaus. Sie ist schwanger, und bis das Kind da ist, macht der keine Fahrten, das kannst du mir glauben. Na ja, und dann ist da noch Steve ...«

»Ja?«

»... aber der hat eben angerufen, weil er mit dem Wagen liegen geblieben ist.«

»Einen Bus gibt's wohl immer noch nicht?«

»Nicht zu deiner Mutter, nein.«

»Und hier fährt auch zufällig keiner in diese Richtung?« Ich sah mich im Pub um.

Gerry schüttelte den Kopf. »Wenn hier einer von de-

nen mit dem Wagen gekommen wäre, würde ich ihm persönlich den Schlüssel abnehmen.« Er sah mich ernst an. »Da kannst du dich drauf verlassen.«

Ich wusste, was er meinte: Mein Vater war vor zehn Jahren von einem Betrunknen überfahren worden.

»Dann muss ich wohl laufen«, sagte ich und stand seufzend auf.

»Warte doch noch hier«, schlug Gerry vor, »vielleicht hat sie die Uhrzeit verwechselt.«

Aber ich hatte keine Geduld mehr. Ich wollte wissen, warum mich meine Mutter so lange warten ließ und warum sie nicht ans Telefon ging. Ob sie krank war? Ich verwarf diesen Gedanken gleich wieder. Deirdre war erst sechzig und hatte nie in ihrem Leben gesundheitliche Probleme gehabt. Aber vielleicht hatte sie mit dem Wagen eine Panne gehabt?

Ich erzählte Gerry von meinen Befürchtungen, und er rief seinen Kumpel Dan an, der in der Gegend die einzige Werkstatt mit Abschleppdienst hatte. Dan wusste von keinem Unfall, und die Nachricht beruhigte mich etwas.

Dennoch beschloss ich aufzubrechen. Ich schlug den Kragen hoch und machte mich am vermutlich kältesten, nassesten Tag im irischen Mai seit Einführung des Gregorianischen Kalenders auf den Weg. Es war nicht sehr weit bis Emerald Cottage, und der Blick über die Steilküste auf die Keltische See und Ringabella Bay war bei jedem Wetter atemberaubend. Aber anderthalb Meilen im strömenden, windgepeitschten Regen in nicht wirklich funktionaler Kleidung – es gab so einige Dinge, die ich lieber tat.

Nach zwei Minuten konnte ich das Regenwasser überall auf der Haut spüren, und ich fragte mich, ob mein

Rollkoffer gerade genauso volltief wie meine Stiefel. Dabei machte ich mir weniger Sorgen um die Kleidung, die ich sorgfältig zusammengefaltet hatte. Vielmehr quälte mich der Gedanke, meine Unterlagen und mein Laptop könnten Schaden nehmen. Schon hatte ich Alpträumer visionen, wie ich in dem winzigen Cottage meiner Mutter hockte, der Laptop ruiniert, die Dokumente durchweicht und unleserlich, das Handy abgesoffen. Wie Mutter und ich uns anschwiegen, weil wir uns wie so oft schon gestritten hatten, und auf die Uhr starrten, bis es endlich Zeit war, dass ich den Rückweg zum Flughafen antreten konnte. »Hoffentlich kommt es anders«, murmelte ich vor mich hin.

Das Klappern von Pferdehufen wischte die trübsinnigen Bilder aus meinem Kopf. Ich fragte mich, wer so wahnsinnig war, bei diesem Wetter auszureiten. Da es schon seit Stunden schüttete, konnte es kaum ein Reiter sein, der vom Regen überrascht worden war. Ich drehte mich um und sah – nichts. Ich hörte nur das Klappern. Vielleicht brachte der Wind das Geräusch aus einer anderen Richtung? Langsam drehte ich mich um meine eigene Achse. Ich sah die grüngrauen Felder, die vereinzelt winzigen Häuschen, die sich in der Ferne unter den schweren, tief hängenden Wolken duckten, die schwarzgraue, aufgewühlte See – aber nichts, was den Ursprung des Geräuschs erklärte. Gerade als ich weitergehen wollte, erschien hinter mir, wie ich aus dem Augenwinkel sah, ein Pferd auf dem Hügel, den ich soeben heruntergekommen war. Es blieb auf der Hügelkuppe stehen, das Klappern war verklungen. Fasziniert starrte ich die dunkle Silhouette des eleganten Tieres an, die sich von dem

graublauen Himmel abhob. Regungslos stand das Pferd da, während über seinem Haupt die Wolken vorübertrieben. Nur seine lange Mähne und der Schweif flatterten im Wind. Ich weiß nicht, wie lange es so dastand und mich anstarrte, aber ich war wie verzaubert. Die Magie war vorüber, als es plötzlich den braunen Kopf mit der weißen Blesse herumwarf, laut wieherte und losgaloppierte. Ich dachte noch, es hätte seinen Reiter abgeworfen, aber dann sah ich, dass Zaumzeug und Sattel fehlten. Das Pferd rannte jetzt direkt auf mich zu, meine Hände krampften sich um den Koffergriff. Dann hörte ich Motorengeräusche. Ein dunkelgrüner Defender mit einem Pferdeanhänger kam über den Hügel und raste mit hoher Geschwindigkeit den Hang hinunter.

Ich konnte gerade noch zur Seite springen, um nicht von dem panischen Tier umgerannt zu werden. Dabei rutschte ich in der nassen Erde aus und fiel in den Dreck. Der Defender hatte mittlerweile aufgeholt und verfolgte den Braunen noch ein Stück, bis dieser am Rand der Klippe stehen blieb und sich aufbäumte. Einen Augenblick sah es so aus, als würde sich das Pferd auf die Motorhaube stürzen, aber dann drehte es sich um und galoppierte wieder in meine Richtung. Doch es kam nicht sehr weit: Ich hörte einen Knall, und das Pferd brach mitten in der Bewegung zusammen – es fiel einfach um.

War es von dem Geländewagen bis zur Erschöpfung gejagt worden? Oder hatte gar jemand auf das Pferd – geschossen? Hatte ich wirklich etwas gehört, oder war es nur der Wind gewesen? Was ging hier vor?

Zwei Gestalten sprangen aus dem Wagen und eilten zu

dem leblosen Pferd. Sie schienen es mit raschen Bewegungen zu untersuchen. Ihre Gesichter konnte ich nicht erkennen, sie trugen Regenjacken mit Kapuzen, die sie sich tief ins Gesicht gezogen hatten. Aber von der Statur und den Bewegungen her ging ich davon aus, dass es Männer waren. Ich wagte mich nicht zu rühren, saß regungslos im Matsch, da merkte ich, dass das Prasseln leiser geworden war. Der Regen ließ langsam nach. Trotzdem konnte ich nicht deutlich verstehen, was die Männer sagten, der Wind trieb nur einzelne Satzketten in meine Richtung.

»... der Gaul lebt noch ...«

»... schnell mitnehmen ... müssen uns beeilen ...«

»... frage mich, wem der gehört ...«

»... Stange Geld gekostet ...«

»... edles Tier ...«

Während ich mich aufrappelte und mir notdürftig den Schmutz von der Hose klopfte, ging einer der Männer zurück zum Wagen. Der zweite kniete weiter am Pferd. Erst jetzt sah ich, dass er eine große schwarze Tasche, die wie eine Arzttasche aussah, dabei hatte. Der erste Mann rangierte mit dem Defender und versuchte, den Anhänger näher zum Tier zu bringen, was durch die vom Regen aufgeweichte Erde nicht einfach war.

»Gehen Sie weiter, alles in Ordnung«, rief mir der Mann mit der Arzttasche zu, als ich auf sie zustapfte. »Bleiben Sie auf der Straße, sonst stürzen Sie womöglich noch.«

»Kann ich helfen?« Ich hatte ebenfalls meine Stimme erhoben, um den aufheulenden Motor des Geländewagens zu übertönen.

»Nein, gehen Sie weiter. Hier ist alles in Ordnung«, wiederholte er.

»Was ist mit dem Pferd?«, wollte ich wissen.

»Alles gut«, sagte er, was offensichtlich gelogen war. Aus der Nähe erkannte ich erst, wie abgemagert der Braune war. Was ging hier vor?

»Sind Sie Tierarzt?«

»Hören Sie, wir haben hier zu tun, okay?« Er klang jetzt gereizt.

Aus dem offenen Wagenfenster hörte ich die Stimme des anderen Mannes: »Gehen Sie nach Hause.« Mehr ein Befehl als ein Vorschlag.

Ich wollte etwas antworten, aber ich brachte, als ich sein Gesicht sah, kein Wort heraus. Ich war wie vom Blitz getroffen. Dieser Mann ... ich kannte ihn! Und ich verband etwas mit ihm. Doch die Erinnerung drang nicht an die Oberfläche. Sie schien tief verschüttet zu sein, zu tief für den Augenblick. Ich konnte nicht einmal sagen, ob ich gute oder schlechte Erinnerungen an ihn hatte. Oder vielleicht sah er nur jemandem ähnlich? Aber wem? Er schien mich nicht wiederzuerkennen, sah mich aber auch nicht richtig an, denn er war damit beschäftigt, den Wagen aus einer Matschrinne frei zu bekommen.

»Na los, machen Sie schon. Oder wollen Sie noch eine Ladung Dreck von den Reifen abbekommen?«, rief er und drückte das Gaspedal. Die Reifen drehten durch, und ich sprang panisch einen Meter zurück.

»Hey!«, schrie ich.

Er lachte, sein Freund ebenfalls. Der Braune lag am Boden und bewegte sich nicht.

Hier ist doch etwas faul, dachte ich. Diese Typen haben

ein Pferd bis zur Erschöpfung gejagt, und jetzt wollen sie es mitnehmen. Das Pferd gehört ihnen offensichtlich nicht, aber es scheint ein wertvolles Tier zu sein. Möglicherweise war es krank, vielleicht hatte man es sogar misshandelt? Kurz gesagt: Sauber war die Sache nicht, das war mir klar. Ich hatte jedoch keine Lust, mich wegen eines Tieres unnötig in Gefahr zu bringen. Nachdem ich mir das Kennzeichen des Defenders eingeprägt hatte, folgte ich dem Rat der Männer und setzte meinen Weg durch den kalten Mairegen fort.

Gefühlte drei Stunden später (in Wirklichkeit waren es wohl zehn Minuten) stand ich vor Emerald Cottage. Es schmiegte sich in malerischer Einsamkeit an den Abhang. Die Küste war hier immer noch steil, erst eine Meile weiter nach Westen senkte sie sich in sanften Terrassen zum Meer hinab. Wenn die Sonne schien, war das Wasser smaragdgrün wie das irische Gras.

Meine Mutter hatte um das von wildem Wein bewachsene Steinhaus herum einen Garten angelegt, der trotz des grauen Wetters mit satten Farben prahlte: Fackellilien, Pfingstrosen, Klatschmohn, Palmen, es war ein wildes und zugleich faszinierendes Durcheinander. Als Kind hätte es für mich keinen schöneren Ort auf der Welt geben können als unseren kleinen Garten, und wenn ich daran zurückdachte, schien natürlich immer die Sonne. Sieben Jahre war es her, dass ich Emerald Cottage zuletzt gesehen hatte, und auch jetzt durchzuckte mich die Erinnerung. Ich sah das Cottage für eine Sekunde in leuchtenden Sommerfarben vor mir ... Dann waren Himmel und Straße wieder grau und nass.

Im Küchenfenster brannte Licht. Ich ging zur Haustür und klopfte lange und kräftig. Es dauerte eine gute Minute, bis meine Mutter endlich öffnete. Sie lächelte wie immer merkwürdig abwesend, und ich lächelte zurück. Beide standen wir da und wussten nicht, ob wir uns umarmen sollten. Sie streckte endlich die Hand aus, damit ich sie zur Begrüßung schütteln konnte. Ich nahm sie.

»Guten Tag, Deirdre. Wie geht es dir? Tut mir leid, dass ich dich nicht umarmen kann«, redete ich uns beide aus unserer Hilflosigkeit. »Ich bin so nass und dreckig, weil ich ausgerutscht bin. Soll ich die Schuhe ausziehen? Hier, magst du meinen Mantel nehmen und ihn vielleicht schon mal zum Trocknen aufhängen?« So plapperte ich daher, gab ihr etwas zu tun, lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die praktischen Dinge, damit sie nicht merkte, wie unsicher ich mich fühlte. Es war mir alles so fremd geworden: das Haus, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte, nicht aber meine Jugend. Der kleine Ort, den ich vor über zwanzig Jahren gegen eine Millionenmetropole als neue Heimat hatte tauschen müssen. Das Land, in dem alle Hinweisschilder zwei Sprachen führten – eine, die ich kannte, aber anders aussprach, und eine, die ich nicht einmal lesen konnte. Und das, obwohl Irisch seit ein paar Jahren die offizielle erste Amtssprache war.

Meine Mutter bemerkte, dass ich mich nicht wohlfühlte.

»Ich weiß, dass du eigentlich keine Zeit hast«, sagte sie. »Danke, dass du trotzdem gekommen bist.«

Ich schüttelte das Wasser von meinen Stiefeln. »Es klang dringend«, sagte ich.

Meine Mutter nickte und lächelte ihr nervöses, abwe-

sendes Lächeln, das sie aller Welt entgegenbrachte. »Ich dachte, an einem Wochenende müsste es gehen.«

»Ich arbeite auch an den Wochenenden, so wie gestern«, erklärte ich. »Und wenn ich nicht arbeite, dann verabreden wir uns mit Freunden. So wie eigentlich heute Abend.« Ich merkte selbst, dass ich schon wieder kurz davor war, so zickig zu klingen wie eine Pubertierende.

Meine Mutter reagierte beleidigt, was ich ihr nicht verübeln konnte. »Du hättest ja nicht kommen müssen.« Ich schämte mich für meine Reaktion.

»Aber jetzt bin ich doch da, und es hat ja auch geklappt, zwei Tage mal nicht vor Ort sein zu müssen«, lenkte ich rasch ein. Ich schob mich an ihr vorbei, ging nach oben ins Bad und holte mir ein Handtuch. Deirdre kam nach, reichte mir ihren ausgeleierten Hausanzug und steckte meine Kleider in die Waschmaschine. Wir setzten uns an den schmalen, alten Küchentisch, an dem wir früher immer zu dritt gedrängt gegessen hatten. Ich wärmte mir an der ersten Tasse Tee des Tages meine Hände.

»Du hast einen neuen Kühlschrank«, sagte ich. »Edelstahl, sehr schick!«

»Ja, der alte hat endgültig seinen Geist aufgegeben. Dieser hier ist natürlich viel besser. Und größer. Und was der alles kann!«

»Irgendwann bauen sie welche, die einkaufen gehen und die Sachen dann auch noch selbst einräumen«, sagte ich mit einem Lächeln.

Sie lächelte zurück. »Wenn ich hier ausziehe, nehme ich ihn mit.«

Ich verstand nicht, was sie meinte. Ausziehen? Aus Emerald Cottage? Unmöglich. Hatte Deirdre gerade ver-

sucht, einen Witz zu machen? Dass meine Mutter scherzte, war allerdings so selten wie ein nüchterner Ire am St. Patrick's Day. Und ich verstand auch nicht recht, was daran witzig sein sollte. »Du ziehst hier nie aus. Und du wirst diesen Kühlschrank mit Sicherheit sogar noch überleben.«

Deirdre öffnete den Mund, schien es sich dann aber anders zu überlegen. Sie stand auf und ging zu der Anrichte, um den Teekessel auf den alten Gasherd zu stellen und die bunten Topflappen wegzuräumen.

»Wolltest du über etwas Bestimmtes mit mir reden?«, fragte ich.

Sie zögerte. »Nein, ich dachte nur, wir haben uns schon so lange nicht mehr gesehen. Zwei Jahre.«

»Drei.«

»Drei schon ...« Sie klang verunsichert. »Wie dem auch sei, eine viel zu lange Zeit, und jetzt bin ich froh, dass du da bist.« Mit einem Lächeln drehte sie sich wieder zu mir.

»Warum hast du mich nicht abgeholt?«

»Oh ...« Sie zögerte. »Ich bin eingeschlafen. Letzte Nacht habe ich nicht besonders gut geschlafen. Fast gar nicht. Es ist Vollmond.« Sie sah wirklich müde aus.

»Wenn du dich noch mal hinlegen möchtest ...«

»Nein, nein, schon in Ordnung.«

»Ich weiß mich schon zu beschäftigen.« Es hatte leicht und unbeschwert klingen sollen, aber ich war mir nicht sicher, ob es so bei ihr angekommen war. Bestimmt war sie gleich wieder gekränkt.

»Ich kann doch jetzt nicht einfach schlafen, wenn du da bist.«

»Nein, ich bestehe darauf. Leg dich hin, wenn du müde bist.«

»Aber ich hab dich doch schon nicht abgeholt.«

»Ich hab's überlebt.«

»Trotzdem.«

»Ehrlich, du kannst ruhig schlafen.« Langsam wurde ich gereizt.

»Nein, kann ich nicht.«

»Bitte, tu es einfach. Es macht mir nichts aus.«

Sie zögerte etwas, bevor sie sagte: »Wenn ich mich jetzt hinlege, sagst du nur wieder, ich würde mich nicht genug um dich kümmern.«

»Das hat dich noch nie sonderlich interessiert.« Da, es war wieder passiert. Ich konnte einfach nicht anders. Ohne nachzudenken hatte ich diesen Satz gesagt, und kaum, dass ich ihn ausgesprochen hatte, wusste ich: Er machte alles zunichte. Ich ärgerte mich über mich selbst, aber dann ärgerte ich mich noch mehr über meine Mutter, weil sie darauf einging und wir wieder in dieselbe sinnlose, sich im Kreis drehende Diskussion einfielen, die wir seit Jahren führten:

»Du willst doch wieder nur ...«

»Aber nein, du sagst doch immer ...«

»Ich hab noch nie ...«

Und keine von uns beiden wusste, was die andere wirklich dachte oder fühlte. Es war wie verhext.

Bis zum Mittagessen blieb ich in meinem alten Kinderzimmer. Deirdre hatte sich nun doch überreden lassen, eine Weile auf der Couch zu ruhen. Danach wollte sie etwas kochen – es würde ein spätes Mittagessen werden,

wofür sie sich mehrfach entschuldigte. Ich untersuchte meinen Rollkoffer. Der Stoff war zwar durchnässt, aber den Kleidern, dem Laptop und den Unterlagen war nichts passiert. Ich blätterte durch ein paar Zeugenaussagen, um mich auf die Gerichtsverhandlung in der kommenden Woche vorzubereiten. Jemand versuchte, einen unserer Mandanten dazu zu zwingen, seine Kündigung zurückzunehmen. Schnell merkte ich, dass ich mich in dieser Umgebung nicht auf den Fall konzentrieren konnte. Sonst konnte ich überall problemlos arbeiten: in überfüllten U-Bahnen, in lauten Bars, selbst in langen Warteschlangen vor Supermarktkassen. Ich schaffte es sogar problemlos, zwischen zwei Gerichtsterminen die Akten zu einem dritten Fall durchzugehen. Aber hier ging nichts in meinen Kopf.

Vielleicht war es die Stille, die mich irritierte. Obwohl es gar keine absolute Stille war. Ich hörte den Wind, der um Emerald Cottage toste, den Regen, der gegen das Fenster prasselte, die Wellen, die an den Klippen der Bucht brachen. Nach einer Weile stand ich auf und sah aus dem Fenster in das kaum unterscheidbare Grau von Meer und Himmel. Fröstelnd rieb ich meine Handflächen aneinander, dann glitt meine Hand nach unten auf der Suche nach dem Heizstrahler. Ich griff ins Leere. Früher hatte er immer hier gestanden. Es war eine unwillkürliche Bewegung, ein Gruß aus meiner Vergangenheit, und ich wunderte mich über mich selbst.

In meinem alten Kinderzimmer gab es im Grunde nichts mehr von mir. Irgendwann hatten meine Eltern alle Kindermöbel weggegeben. Ich hatte ihnen, als ich vierzehn war, großzügig die Erlaubnis gegeben, alles Kin-

derspielzeug, die Klebebildchen an den Schränken und Märchenposter an den Wänden restlos zu entfernen. Aus dem Kinderzimmer sollte schließlich ein Gästezimmer mit schmalen Polsterbett und einem noch schmaleren Kleiderschrank werden. Aber da meine Eltern außer mir nie Besuch bekamen, wurde daraus schnell ein Abstellzimmer, das meine Eltern während meiner Anwesenheit ausräumten. Nach einer Weile hatte sich das Zimmer in einen, wie Deirdre es nannte, Hauswirtschaftsraum verwandelt, wo gebügelt und genäht und gestopft wurde. Und kurz nachdem ich mit dem Studium angefangen hatte, begriff ich, dass mein altes Kinderzimmer ganz zu ihrem Zimmer geworden war. Sie übernachtete auf dem schmalen Gästebett, während mein Vater im ehelichen Schlafzimmer jede Nacht seinen Rausch ausschließte.

Ich weiß nicht genau, wann ich angefangen hatte, Relikte aus meiner Kindheit zu vermissen. Mit siebzehn? Mit neunzehn? Jedenfalls lebte mein Vater zu der Zeit noch. Eines Morgens war ich in diesem Zimmer aufgewacht und hatte gedacht: Wäre es nicht schön, wenn hier noch etwas von mir herumstehen würde? Die wunderschönen, wenn auch vom vielen Lesen schon zerfledderten Ausgaben von Frances Hodgson Burnetts »Der geheime Garten« oder Jonathan Swifts »Gullivers Reisen«? Oder die Illustrationen von John Butler Yeats – dem Vater des berühmten irischen Dichters William Butler Yeats –, die ich aufs Sorgfältigste aus einem Kinderbuch von Patricia Lynch abgepaust und nachgezeichnet hatte? Wo waren überhaupt die alten Ausgaben von Lynch, die einmal meiner Großmutter gehört hatten? Diese antiquarischen Erstausgaben waren mittlerweile vermutlich ein



Liz Balfour

Ich schreib dir sieben Jahre

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40861-6

Heyne

Erscheinungstermin: November 2011

Ein dunkles Geheimnis vor der stürmischen Kulisse Irlands

Wer ist der mysteriöse Fremde, der ihrer Mutter sieben Jahre schrieb? Als die knapp dreißigjährige Ally Briefe eines M. an ihre Mutter findet, ist ihre Welt aus den Angeln gehoben: Hatte ihre Mutter ein Leben, das sie vor jedem geheim hielt? Dabei ist Ally schon genug damit beschäftigt, ihr erfolgreiches, scheinbar perfektes Leben weiterzuführen. Als sie die Briefe liest, kommt ihr ein schlimmer Verdacht: Der Mann, den sie nicht wagt zu lieben, könnte ihr Halbbruder sein.



Der Titel im Katalog